

Die Logik der anvertrauten Pfunde, Lukas 19,11-27

Zur Einführung: Die Gleichnisse Jesu werden gewaltig unterschätzt. Wir erwarten einfache und erbauliche Beispielgeschichten – bekommen aber eine vielschichtige und komplexe Theologie geboten. Die Gleichnisse Jesu erschrecken uns daher manchmal. Oft lassen sie uns ziemlich rat- und hilflos zurück.

Theologie ist in unserer Kultur in der Regel abstrakt. Sie ist von der griechischen Philosophie geprägt. Sie denkt und redet in Begriffen, nicht in Bildern. Erst kommt der Gedanke, dann das Bild. Im Orient ist es umgekehrt. Da dienen Gleichnisse und sprachliche Bilder nicht als bloße Illustration abstrakter Gedanken. Im Gegenteil, sie *sind* der eigentliche Gedanke. Sie fixieren keine Gedanken, sondern eröffnen *Denk-Räume*. Je gründlicher sich jemand auf eine Metapher einlässt, umso mehr wird er oder sie entdecken können. Gleichnisse bieten keinen eindimensionalen theologischen Extrakt, sondern eine Fülle von Gedanken, Bezügen und Assoziationen. Deswegen kommen wir mit ihnen auch nie an ein Ende. Seit fast 2000 Jahren entdecken und predigen Menschen sie immer wieder neu.

Die Gleichnisse Jesu sind keine schlichten Beispielgeschichten, sondern Theologie auf allerhöchstem Niveau. Jesus hat viele seiner Gleichnisse ausdrücklich im Diskurs mit Pharisäern und Schriftgelehrten geprägt. Also gegenüber der intellektuellen Elite seiner Zeit. Und für die war das damals auch nicht weiter verwunderlich. Sie pflegte selber eine sogenannte „metaphorische Theologie“ – also Theologie, die mit der Metapher beginnt, nicht mit einem abstrakten Gedanken.

Die Stärke von Metaphern ist, dass sie ein viel breiteres Spektrum an Ausdrucksmöglichkeiten haben, als unsere festgelegten Begriffe. Metaphern sind vieldeutig – wie auch unsere Welt stets vieldeutig ist. Und, besonders wichtig: Metaphern fordern nicht nur unser Denkvermögen heraus, sondern auch unsere Emotionen. Metaphorische Theologie spricht alle an: Alte und junge, gebildete und weniger gebildete Leute. Jeder versteht die Bildersprache so, wie es ihm oder ihr gegeben ist. Aber alle können etwas damit anfangen.

Lesung Lukas 19,11-27

Liebe Gemeinde,

puh, Sie haben es gehört. Wer sich eine schöne Beispielgeschichte für christliche Ethik erhofft hatte, wird entsetzt sein. Das Gleichnis liefert auf den ersten Blick erst mal *so gar nichts* Christliches. Aber – wenn wir es uns genauer ansehen, werden wir eine ungemein vielschichtige Theologie entdecken. (Die wir in dieser Predigt nicht einmal annähernd ausschöpfen können.)

Schauen wir zunächst auf den Zusammenhang im Evangelium. Jesus ist auf seinem Weg nach Jerusalem. Jericho ist die letzte Station, eine Tagesreise vor Jerusalem.

Sie erinnern sich vielleicht: Jesus hatte sich dort zum Ärger der braven Leute ausgerechnet beim Steuerpächter Zachäus zum Essen eingeladen. Unser Predigttext schließt genau an diese Szene an. Es kann durchaus sein, dass sie immer noch beim Symposion im prächtigen Haus des Zachäus liegen:

Alles ist prima, die Emotionen gehen hoch „und sie (die Jünger) meinten, das Reich Gottes werde sogleich offenbar werden.“

Und nun fangen sie offensichtlich wieder an, zu phantasieren: *Wie* das Reich wohl so sein wird. Und vor allem: *Wer* von ihnen der Größte sein wird, wenn Jesus regiert. – Wir kennen diese irritierenden Episoden aus den Evangelien. Da gebärden sich die Jünger manchmal, als ob Jesus hoch dotierte Posten im himmlischen Kirchenamt zu vergeben hätte. (Motto: „Jesus herrscht - und ich mit ihm.“)

Jesus hatte ihnen dazu schon etliche Gleichnisse angeboten. Aber sie hatten ihn nicht verstanden.

Er hat ein Kind in ihre Mitte geholt: „Denn wer der Kleinste ist unter euch allen, der ist groß.“ (Luk 9,46ff) Er hatte ihnen vom Salz der Erde gepredigt und noch anderes mehr.

Darum setzt Jesus jetzt noch mal neu an: „Und als sie nun zuhörten, sagte er ihnen ein *weiteres* Gleichnis“ - „Ein Mann von edler Herkunft zog in ein fernes Land um ein Königtum zu erlangen und dann zurückzukommen.“

Der Stoff für dieses Gleichnis lag in Jericho praktisch in der Luft. Die Stadt Jericho war definiert durch die berühmten Sommerpaläste des Herodes. Die waren bei Unruhen nach seinem Tod abgebrannt. Aber Archelaos, ein Sohn des Herodes, hatte sie in alter Pracht wieder herrichten lassen. Die Zeitge-

nossen Jesu hatten also den Palast des Archelaos täglich vor Augen. Vielleicht haben sie sogar dort gearbeitet, denn der Palastbezirk war ein bedeutendes Wirtschaftszentrum. (Balsam und Dattelwein)

Ganz sicher aber werden sich alle an die Geschichte erinnert haben, wie dieser Archelaos seinerzeit „König“ geworden war. Das lief nämlich genau so ab, wie Jesus es in seinem Gleichnis beschreibt. Archelaos war nach Rom zum Kaiser gereist, mit dem Testament seines Vaters im Gepäck, und wollte zum König ernannt werden. Aber die Bürger des Landes haben eine Delegation hinterher geschickt und dringend gebeten: Um Himmels willen, wir wollen viel lieber eine römische Provinz sein, als diesen Menschen zum König haben! (Flavius Josephus, Jüdische Altertümer XVII,9,4 u. 11,1; Jüdischer Krieg II,2,3 u. 2,6,1)

Das ist also die Bühne für unser Gleichnis: Jesus ist selber auf dem Weg in sein Königtum. Schon sehr bald werden sie einen triumphalen Einzug in Jerusalem erleben, mit Hosianna, Palmenwedel und rotem Teppich. – Und die Jünger fangen vor lauter Vorfreude schon an, Posten zu verteilen.

In dieser Situation also, und in Sichtweite der Paläste des Archelaos, wählt Jesus genau diesen irdischen König als Story für sein Gleichnis. Ich staune immer wieder, wie sorgfältig und stimmig unsere Evangelien komponiert sind. Da ist nichts zufällig oder irgendwie von ungeschickten Bearbeitern wirr zusammengeschustert. Wenn uns etwas unverständlich und zusammenhangslos vorkommt, dann sollten wir das Problem eher bei uns suchen, als bei den Autoren dieser Texte.

Also: Ein Mann von edler Herkunft zieht in ein fernes Land und will als König zurückzukommen. Er lässt nun zehn seiner Diener rufen und gibt jedem eine *Mine*. Das ist ein reichliches Pfund in Silbergeld. Das war nicht *so sehr* viel. Es entsprach etwa vier Monatsgehältern eines Arbeiters, also vielleicht 12.000 €. – Immerhin, so eine Summe muss man erst mal zusammenhaben.

Die Mehrheit der Menschen lebte damals sicherlich von der Hand im Mund. Und das ist auch heute noch so. Wer von Ihnen hat genug Geld auf dem Konto, um vier Monate lang auf das Gehalt oder die Rente verzichten zu können? Sehen Sie, das ist der Unterschied zwischen Geld und Kapital: Geld wird weniger, Kapital wächst. Denn Geld haben wir im Grunde alle (mehr oder weniger), aber wir müssen es in der Regel sofort wieder ausgeben. Unser Geld wird jeden Monat automatisch weniger. Aber wenn wir erst mal eine bestimmte Menge an überschüssigem Geld zusammengespart (oder wohl eher geerbt) haben, dann ist das plötzlich ein Kapital. Damit können wir ein Geschäft aufmachen, ein Wohnung oder Aktien kaufen. Das Kapital wird dann nicht weniger (wenn wir einigermaßen achtsam damit umgehen), sondern es wächst (scheinbar) ganz von alleine. Merke: *Für Kapital* gilt der Satz aus dem Gleichnis: *Wer da hat, dem wird gegeben*.

Es ist jedoch kein großer Lottogewinn, mit dem sich die Knechte bequem zur Ruhe setzen können. Aber das sollen sie ja auch gar nicht. Im Gegenteil. Sie sollen sich nicht zur Ruhe setzen, sondern aktiv werden. Sich eine Existenz aufbauen. Mit ihrem Kapital etwas anfangen, bis der Herr wiederkommt.

Die Sache hat aber einen Haken. Die Knechte, besser wohl *Sklaven*, gr. *douloi*, sollen ihre Geschäfte selbstverständlich *im Namen ihres Herrn* treiben. Das ist der Punkt! Als Sklaven galten sie per Gesetz sowieso nicht als geschäftsfähig. Sie *konnten* also überhaupt nur im Auftrag ihres Herrn Geschäfte machen. Und falls es Freigelassene waren, so waren sie auf jeden Fall *moralisch* dazu verpflichtet.

Das war durchaus üblich. Die Römer waren pragmatisch. Sie brauchten keine moderne Unternehmensberatung, um zu verstehen, dass Menschen wesentlich besser arbeiten, wenn es ihnen materiell einigermaßen gut geht, wenn sie eigenverantwortlich arbeiten und Hoffnung auf eine bessere Zukunft für sich und ihre Kinder haben dürfen. Also durften ausgewählte Sklaven im Namen und mit dem Kapital ihrer Herren eigenständig Geschäfte machen (*Peculium*). Wenn es gut lief, winkte ihnen irgendwann die Freiheit. Als Freigelassene wechselten sie dann in den gesellschaftlichen Status eines *Klienten*. Sie waren ihrem *Patron* aber auch weiterhin (moralisch) verpflichtet. Das Modell erwies sich als ungemein erfolgreich. Es wurden derart viele Sklaven freigelassen, dass Kaiser Augustus schließlich Höchstgrenzen, Steuern und strengere Vorschriften für die Freilassung erlassen hat.

Die Sklaven oder Knechte mussten also über ihr Geschäft ein Schild hängen, auf dem z.B. stand: „Königliche Weinhandlung, exklusiver Dattelwein aus Jericho, im Auftrag unseres Herrn.“ Oder so.

Warum ist das ein Problem? Weil der Herr viele Gegner hat. Die Leute hassen ihn regelrecht! Die wollen unbedingt verhindern, dass er König wird. Keiner weiß, wie die Geschichte ausgehen wird. Ob er als strahlender Sieger zurückkehren wird, oder ob er auf Nimmerwiedersehen ins wilde Gallien verbannt wird. Sein Schicksal steht auf Messer Schneide.

Das also ist die Prüfung für die Knechte: Der Herr will wissen, ob sie den Mut und die Treue haben, sich auch in schwierigen Zeiten zu ihm zu bekennen.

Als er dann wiederkommt, lässt er sich die Rechnungsbücher vorlegen. Aber nicht, weil ihn der Gewinn interessiert. Die paar Kröten interessieren ihn gar nicht. Könige haben ihr Silber damals in *Talenten*, also in Zentnern gemessen, nicht in *Minen* oder Pfunden. Das war für sie nur Kleingeld. Peanuts! Nein, der Herr will wissen, ob seine Knechte zu ihm gehalten haben. Ob sie „im Kleinen“ treu gewesen sind. Ob sie es gewagt haben, sich in gefährlichen Zeiten zu ihm zu bekennen. Darum geht es. Die Beziehung zählt, nicht der Gewinn.

In manchen Bibeln (z.B. Einheitsübersetzung) finden wir die Übersetzung: „Er wollte sehen, welchen *Gewinn* jeder bei seinen Geschäften erzielt hatte.“ Das ist mit unserer modernen, kapitalistischen Brille interpretiert. Gewinn war damals sicherlich auch wichtig. Aber er kam erst an zweiter Stelle. Wichtiger war die soziale Beziehung, die *Reziprozität*, die Gegenseitigkeit. Geschäfte zu machen, bedeutete damals viel mehr als heute: *Beziehungen zu pflegen*. Anonyme, völlig unpersönliche Geschäfte, wie wir sie heute in der Regel treiben, waren in der Antike praktisch undenkbar.

Sachgemäßer übersetzt sicher unsere Lutherbibel das sehr seltene griechische Wort *diapragmateuomai*: er wollte erfahren, „was jeder *erhandelt* hätte“. – Nicht ihr Gewinn ist gefragt, sondern ihre „Praxis“.

Und der erste ist sehr mutig im Namen seines Herrn unterwegs gewesen. Er hat sich durch Gefahr und Anfeindung nicht abschrecken lassen – und er hat dabei so nebenbei auch noch einen ganz hübschen Gewinn eingefahren. Aber nicht dafür wird er gelobt, sondern ausdrücklich für seine Treue! Recht so, weil du *treu* gewesen bist – bekommst du jetzt noch mehr Verantwortung. Und beim zweiten genauso. Der wird ebenfalls nicht für seinen Gewinn, sondern für seine *Treue* gelobt. Und auch er bekommt keine Privilegien, keinen tollen Posten, sondern *noch mehr* Verantwortung: Fünf Städte verwalten, 10 Städte verwalten. (Das ist auch nicht jedermanns Sache. – Dann doch lieber Dattelwein verkaufen.)

Bemerkenswert demütig sind diese beiden treuen Knechte. Die tun sich nicht wichtig und sagen „*Ich* habe gerackert und erwirtschaftet“, sondern „*dein Pfund* hat etwas eingebracht“. Das sind wirklich gute und integre Leute. Die sind ganz sicher bereit und reif für noch mehr Verantwortung.

Merke: *Das* sind also die Maßstäbe, die im Reich Gottes zählen: Treue und Demut. Und es gibt auch keine lukrativen Posten zu vergeben, sondern Verantwortung.

So. Nun aber der dritte Knecht. Der geht auf Nummer sicher. Der hat sein Geld schön eingewickelt und versteckt. Der hat sich gehütet, etwas damit anzufangen. Dann hätte er sich ja zu seinem Herren bekennen müssen.

Und was er da behauptet: „Denn ich fürchtete mich vor Dir“, das ist natürlich Quatsch. Nicht *vor dem Herrn* hat er sich gefürchtet. Der war ja gar nicht da. *Vor den Leuten* hat er sich gefürchtet. Er hatte Angst, auf das falsche Pferd zu setzen. Er wollte erst mal abwarten, wer gewinnt. Er war zu feige, über seinen Laden zu schreiben: Geschäft im Namen des Herrn.

Liebe Gemeinde, an dieser Stelle merken wir schon: Das Gleichnis ist derart überdeutlich, das drängt regelrecht in die Aktualisierungen. Da brauche gar nicht viel zu sagen. Wenn man erst mal den Schlüssel gefunden hat, dann erklärt sich das Gleichnis für uns im Grunde von selber.

Wer in der DDR gelebt hat weiß, wie viel Mut manchmal dazu gehört, sich zur Kirche und zum Glauben an Gott zu bekennen. In vielen Ländern auf der Welt ist es heute noch ungleich schlimmer, als es in der DDR jemals war! Aber es hat gereicht. Wir haben alle unsere Erfahrungen gemacht. Die kleinen und großen Schikanen, den Spott und die Benachteiligungen in der Schule oder im Betrieb. Die zerstörten Lebenspläne. – Ja, viele haben sich lieber zurückgezogen oder sind kleinere und größere Kompromisse eingegangen. Ich behaupte: Aus einer Diktatur kommt kaum jemand ohne Kompromisse und mit einer blütenreinen Weste lebend heraus.

Aber der fehlende Bekennermut des dritten Knechtes scheint im Gleichnis letztlich gar nicht das große Problem zu sein.

Dieser Mensch hätte die Chance gehabt, wenigstens jetzt mutig zu sein. Er hätte vor seinem Herrn und auch vor sich selber einstehen können, dass er eben nicht der große Held war, der er vielleicht gerne gewesen wäre.

Aber der dritte Knecht macht stattdessen etwas ganz anderes. Dieser untreue Knecht versucht, den Speiß umzudrehen und seine Schuld auf den Herrn abzuwälzen. Er nennt ihn buchstäblich einen Halunken: *Du nimmst, was du nicht angelegt hast und erntest, was du nicht gesät hast.* – So etwas haben auch damals nur Räuber oder üble Ausbeuter gemacht. Soll das etwa ein Kompliment sein?!

Vor allem stimmt das doch gar nicht! Im Gegenteil, der Herr ist sehr großzügig. Er hat seinen Sklaven einfach so ein Vermögen anvertraut. Das hätte er ja nicht tun müssen. Und wie wir sehen werden, bestraft er ihn nicht einmal für seine Feigheit und Frechheit – so großzügig ist der Herr.

Hier zeigt sich, dass der untreue Knecht gar nicht in der Lage ist, den Charakter seines Herrn richtig einzuschätzen. Er hat ein völlig verdrehtes Bild von ihm. Der untreue Knecht verkennt in seiner Untreue ganz und gar das Wesen seines Herrn. (Motto: Was ich selber mach und tu, trau ich auch dem andern zu.)

Also: Erst bekennt der untreue Knecht sich erst nicht zu seinem Herrn und dann bekennt er sich auch nicht zu seiner Feigheit. Das ist das eine.

Schwerer wiegt jedoch etwas anders: Dass er sich ein völlig verdrehtes Bild von seinem Herrn gemacht hat. - Er benimmt sich ihm gegenüber schlichtweg *dummdreist*.

Und wie reagiert nun der Herr? Ganz folgerichtig. Er sagt nämlich: Dann will ich dich also beim Wort nehmen. Mit deinen eigenen Worten richte ich dich - dir geschehe, wie Du geglaubt hast.

Einen Kommentar und eine Erklärung dazu liefert der Psalm 18, wo über Gott gesagt wird: *Gegen den Reinen zeigst du dich rein, gegen den Verkehrten aber verdreht.*

Wenn du mich also für einen üblen Despoten hältst, dann werde ich dich auch so behandeln: Warum also hast du das Geld nicht zu den Wucherern gebracht?! - Das Wuchern und Zinsnehmen ist nach dem Gesetz zwar verboten, ich weiß, aber wenn ich ein Räuberbaron bin, ist mir das egal.

Also: Nehmt dem Mann sein Pfund ab! - Ja, was soll er auch damit. Er traut sich ja sowieso nicht, etwas damit anzufangen. Das ist keine Strafe, das ist auch nicht ungerecht oder zynisch, sondern folgerichtig. Gebt das Pfund dem, der schon 11 Pfund hat – der weiß wenigstens, etwas damit anzufangen. Hier gilt der Satz vom Kapital: *Wer hat, dem wird gegeben!*

Es drängt mich wieder in die Aktualisierung: Ich muss dabei an unsere Kirche denken. An unsere Gemeinden, die schönen Gebäude, die wunderbare Musik, die Texte, das Abendmahl. Da haben wir gewaltige Pfunde anvertraut bekommen. Gott sei Dank gibt es genug Menschen (so auch heute Morgen nicht nur hier, sondern überall im Land und auf der Welt) die etwas damit anzufangen wissen. Die keinen Hehl daraus machen, dass sie mit Gott rechnen.

Dazu gehört auch heutzutage Mut. Denn irgendwie ist Kirche immer noch ein Fremdkörper. Unser Glaube ist in jeder Gesellschaft sperrig – etwas peinlich sogar manchmal? Anfeindungen und Spott gibt es auch heute genug. Offensichtlich macht das innerhalb der Kirche vielen zu schaffen. Ich höre oft, dass wir als Kirche „*gesellschaftlich anschlussfähig*“ werden müssten. Moderner, cooler, weltöffener. Damit ist nicht etwa gemeint, dass wir uns um eine Sprache bemühen, die auch außerhalb der Kirche verstanden wird. Nein, das ist leider nicht gemeint, sondern die *Anpassung*. („Gleichschaltung“, ganz böse gesagt: Unverbindlich, vorsichtig bleiben. Sagen, was opportun ist. Den wachsenden Individualismus „ernst nehmen“ – statt ihm etwas entgegenzusetzen. Eine „Church Card“ anbieten

für alle, die sich nicht zu sehr einlassen und bekennen möchten. – Kurz: Das gesellschaftliche Grundrauschen verstärken, anstatt es zu *irritieren*.)

Nein, wir wissen in der Tat nicht, ob und wann unser Herr zurückkommen wird. Aber wir sollten unbedingt damit rechnen. Und uns dementsprechend verhalten.

Und solange wir das tun, solange wir tapfer handeln mit den Pfunden, die uns anvertraut sind, bleiben sie uns auch erhalten. Dabei kommt es nicht auf die großen Zahlen an. Nicht die Masse zählt bei Gott, sondern die Treue.

Und die Demut. Die treuen Knechte sagen nicht: *Ich* habe coole Marketingstrategien entwickelt, sondern *Deine Gaben* haben Frucht gebracht.

Wir überfordern uns, wenn wir denken, *wir* müssten in der Kirche alles selber richten. Dieser Leistungsdruck schreckt möglicherweise viele davon ab, einen Dienst in einer Gemeinde zu übernehmen. Der Erfolgsdruck ist gewaltig. Da soll die Jugend in hellen Scharen gewonnen, aber auch die Alten fleißig besucht werden, die Kirche soll voll sein, die Kassen auch ...

Wir können uns in aller Demut nur ehrlich Mühe geben – was dabei herauskommt, liegt nicht bei uns. Nicht die Zahlen und der Gewinn werden vom Herrn abgefragt, sondern unsere Treue und Identität.

Jetzt aber kommen wir zum schockierenden Schlusssatz des Gleichnisses: „Doch diese meine Feinde, die nicht wollten, dass ich über sie herrsche, bringt sie her und macht sie vor meinen Augen nieder.“

Das ist erst mal Aua. – Aber das Gleichnis *endet* mit diesem Satz. Der Befehl wird zwar gegeben, es wird gesagt, was die Feinde des Herrn *verdient* haben. (So sagt es übrigens auch Paulus: „Der Sünde Sold ist der Tod.“) - Wohl gemerkt, nicht die untreuen Knechte haben den Tod verdient. Sie verlieren nur das Pfund, mit dem sie sowieso nichts anzufangen wissen. Die Feinde haben den Tod verdient. Aber ob dieses schreckliche Urteil auch wirklich vollstreckt wird - das bleibt völlig offen.

Beinahe alle Gleichnisse Jesu haben ein offenes Ende: Gleichnis vom verlorenen Sohn, Arbeiter im Weinberg, barmherziger Samariter - Wir wissen letztlich nicht, wie sie ausgehen. Und so wissen wir auch nicht, wie diese Geschichte hier ausgehen wird. - Oder wissen wir es doch?

Der *irdische* König, Archelaos, das Vorbild für unsere Geschichte, hat seine Gegner reihenweise abschlachten lassen. Irgendwann wurde das selbst den Römern zu viel. Deswegen wurde er nach ein paar Jahren vom Kaiser abgesetzt und nun doch noch in die Verbannung nach Gallien geschickt.

(Archelaos war eigentlich kein richtiger König. Wegen der Proteste hatte Augustus ihn erstmal nur zum Fürsten (*Ethnarch*) gemacht. Er hatte ihm aber in Aussicht gestellt, dass er zum König befördert werden würde, wenn er sich bewährt – das hatte er aber nicht getan.)

Wie aber ist es mit dem *himmlischen* Herrn? Nun, ich denke, Lukas wird noch genau wissen, was er über diesen Herrn ein paar Kapitel zuvor überliefert hat: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“ (Luk 6,36) Für ihn wird klar gewesen sein, wie die Geschichte endet. Und für uns? Was haben wir für ein Bild von unserem Herrn?

(Wochenspruch aus Daniel 9): „Wir liegen vor Dir auf unseren Knien und hoffen nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf Deine große Barmherzigkeit.“ AMEN

Predigtvorbereitung für Sonntag Septuagesimae 2022, Berlin-Mahlsdorf
Pastor Dr. Jürgen Kehnscherper

Zu den Gleichnissen Jesu und „metaphorischer Theologie“:

Kenneth E. Bailey: *Finding and Lost. Cultural Keys to Luke 15*, 1992, S 15 – 53

Ders.: *Jesus war kein Europäer. Die Kultur des Nahen Ostens und die Lebenswelt der Evangelien*, 2008, S 335 – 341

Zum Gleichnis Lukas 19,11-27: Jesus war kein Europäer, S 478 - 492